

Joanna Trollope



IMMER FREITAG ABENDS



Weltbild

Sechs Frauen, sechs unterschiedliche Leben, und eine innige Freundschaft

Die Engländerin Eleanor hatte sich schon vor der großen Leere gefürchtet, die ihr nach der Pensionierung bevorstehen könnte. Doch dann lädt sie einige jüngere Frauen aus der Nachbarschaft an einem Freitagabend zu sich ein und begründet eine Tradition: immer freitagabends treffen sie sich und kommen - ihre Kinder im Schlepptau und eine Flasche Wein in der Hand - zu Eleanor. Zwischen den sehr unterschiedlichen Frauen, von Anfang zwanzig bis Ende sechzig, entstehen ungewöhnliche und intensive Freundschaften. Dass eine von ihnen einen neuen Mann kennenlernt und an einem Freitag mitbringt, sorgt für einige Unruhe in der eingespielten Runde und stellt die Freundschaft der Frauen auf die Probe.

Joanna Trollope

Immer Freitagabends

Roman

Aus dem Englischen von Angelika Kaps

Weltbild

Die Autorin

Joanna Trollope ist eine der erfolgreichsten Autorinnen Großbritanniens – ihre Romane stehen dort regelmäßig an der Spitze der Bestsellerlisten. Sie hat zwei Töchter und zwei Stiefsöhne und ist mittlerweile auch Großmutter geworden. Joanne Trollope lebt in London.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Friday Nights.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2007 by Joanna Trollope

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2008 Berlin Verlag GmbH, Berlin

Übersetzung: Angelika Kaps

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-948-0

Kapitel 1

Tobys Mutter sagte, wenn Eleanor komme, müsse er runtergehen und ihr mit dem Fahrstuhl helfen. Weil er aus irgendeinem ihm selbst nicht ganz klaren Grund wütend auf sie war, erwiderte er mürrisch: »Sie braucht keine Hilfe.«

Seine Mutter stand vor dem Spiegel, den sie auf der Kommode in ihrem Schlafzimmer aufgebaut hatte. Sie steckte ihr Haar gerade zu einem komplizierten Knoten auf, und zwischen ihren Zähnen steckte eine Haarspange. Ohne ihn anzusehen, sagte sie durch sie hindurch: »Toby, es geht hier nicht um Brauchen. Es geht um Benehmen.«

Toby trat unbeholfen mit dem einen Fuß gegen den anderen. Dann verließ er das Schlafzimmer, schlug die Tür zu und lehnte sich dagegen. Die Schlafzimmertür war eine der wenigen Türen in der Wohnung. Es gab bloß diese und die Eingangstür und die Tür zum Badezimmer. Der Rest war offener Raum. Nach oben, nach außen, zu den Seiten. Offener Raum.

»Ich wohne in einem Loft«, hatte Toby in seiner neuen Schule erzählt.

Mehrere Jungen hatten ihn bemüht uninteressiert angesehen. »Und wenschon«, hatten sie gesagt.

»In einem Loft«, hatte Toby den ganzen Tag über leise vor sich hin gesagt. »In einem Loft.« Und dann: »Mein Vater hat es gekauft.« Das stimmte. Tobys Vater hatte das Loft vor zwei Jahren für Paula und Toby gekauft. »Gewissensgeld« war der Kommentar von Paulas Freundin Lindsay gewesen.

Paula hatte darauf nichts erwidert, sondern das Foto von Tobys Vater auf die schwarze Rattan-Kommode zwischen zwei der deckenhohen Fenster gestellt. Das Bild war auf einem Boot aufgenommen worden, und Tobys Vater saß auf dem Kajütendach und lächelte. Er war barfuß. Nicht mit auf dem Foto hingegen waren die Frau und die Kinder von Tobys Vater, die der Grund dafür waren, dass Toby und seine Mutter allein in dem Loft lebten – so viel hatte er begriffen.

»Zumindest weißt du, wer dein Vater ist«, sagte Paula manchmal zu Toby, bevor ihre Stimmung von sehr liebevoll in sehr zornig umschlug.

Toby hatte nicht die leiseste Ahnung, was sie damit meinte. Und bestimmt würde er nicht fragen. Wenn er mal allein in der Wohnung war, weil Paula eine Zeitung kaufte oder die Wäsche abholte, nahm er mitunter das Foto seines Vaters und legte es mit der Vorderseite nach unten auf die schwarze Rattan-Kommode.

»Du bleibst da, Gavin«, sagte er dann. »Tu einfach, was man dir sagt.«

Jetzt stieß er einen Seufzer aus. Er wollte wieder zurück ins Schlafzimmer seiner Mutter, aber das hatte er sich verbaut. Er seufzte noch einmal. Das Loft wirkte gewaltig in der beginnenden Dämmerung, als würden sich Wände und Decke leise in der Dunkelheit auflösen, einfach wegschmelzen, so dass die Nacht hereinfließen konnte. Paula hatte ihre Lampen angemacht, die Lampen, die ihr Licht hoch hinauf in den dämmrigen Raum warfen, die Lampen, deren Licht ihre orangefarbenen Kissen und den Teppich mit dem Zebrawmuster anstrahlte. Sie hatte Gläser auf das niedrige Tischchen zwischen den Sofas gestellt, Gläser und Schalen mit lackierten japanischen Reiscrackern, denn es würden Gäste kommen. Eleanor würde kommen.

Toby stieß sich von der Tür ab und richtete sich auf. Er mochte Eleanor. Sie ging leicht wacklig mithilfe eines Stockes, ihr Haar war weiß und wuschelig, und sie redete mit ihm, als habe er eine Meinung, die es wert war, gehört zu werden. Er mochte es, wie seine Mutter sich in Eleanors Gegenwart verhielt, wie ruhig sie dann war und wie sie dann über Dinge nachdenken konnte, ohne sich gleich aufzuregen. Eleanor hatte einmal zu Toby gesagt, je älter sie werde, desto mehr zöge sie das Universelle dem Individuellen und Persönlichen vor. Toby hatte überlegt, ob sie von Galaxien redete.

Er ging langsam durch den Wohnraum, wobei er es wie üblich vermied, auf den Zebrateppich zu treten. Am anderen Ende führte eine leiterähnliche Metalltreppe mit perforierten Sprossen hinauf in das trübe Zwielicht auf der Plattform, wo Tobys Bett, sein Computer und das Puppentheater, für das er Marionetten sammelte, standen. Er stieg langsam die Treppe hinauf, bedächtig eine Stufe nach der anderen, bis er aus dem Lampenschein in die dunkle Abgeschiedenheit gelangt war. Dann setzte er sich auf die oberste Stufe und beugte sich vor, bis sein

Kinn die Knie berührte, und seufzte noch einmal. Freitagabend.

Es war Eleanor gewesen, die vor einigen Jahren die Freitagabende ins Leben gerufen hatte, nachdem sie von ihrem Erkerfenster beobachtet hatte, wie zwei junge Frauen unentwegt die Fulham Road mit ihren niedrigen Wohnhauszeilen auf und ab spazierten. Eine hatte ein Baby, die andere hatte einen kleinen Jungen. Sie gingen nie gemeinsam, und sie wurden – soweit Eleanor sehen konnte – nie von einem Mann begleitet.

Eleanor selbst war auch selten von einem Mann begleitet worden, allerdings hatte sie auch nie ein Baby oder einen kleinen Jungen gehabt. Bei den beiden jungen Frauen hatte sie etwas beobachtet, was ihr schon früher oft während ihrer langjährigen Arbeit beim Nationalen Gesundheitsdienst begegnet war: dieses demonstrativ tapfere und patente Auftreten von Menschen, die auf keinen Fall bemitleidet werden wollen, nur weil sie allein sind. Allein zu sein war nicht grundsätzlich nicht erstrebenswert, das wusste Eleanor, es waren die Umstände des Alleinseins, die daraus ein Wohl oder Wehe machten. Und allein mit einem kleinen abhängigen Kind zu sein und also in einer Situation, für die gemeinhin eine Partnerschaft vorgesehen war, war nichts für zarte Seelen. Und wenn Eleanor manchmal über die Lesebrille hinweg die beiden jungen Frauen beobachtete, sah sie in ihrer Schulterhaltung ein deutliches Indiz dafür, dass ihre Seelen, entgegen aller zur Schau getragenen Selbstbehauptung, tatsächlich sehr zart waren.

Eines Tages, nachdem sie die beiden aus entgegengesetzten Richtungen hatte näher kommen sehen, war sie am Stock in den schneidenden Frühlingwind hinausgehumpelt und hatte ihnen angeboten, auf ihre Kinder aufzupassen. Beide hatten ausgesprochen verschreckt reagiert und sofort Einwände erhoben. Das Mädchen mit dem Baby sagte, es könne den Kleinen nicht allein lassen. Die junge Frau mit dem kleinen Jungen sagte, sie habe kein Geld. Eleanor versicherte, sie wolle kein Geld. Die junge Frau antwortete irgendwie verzweifelt, sie tue sich schwer, so eine Gefälligkeit anzunehmen.

Eleanor lehnte sich auf ihren Stock. Sie setzte die Lesebrille ab und ließ sie an der roten Kordel, die sie in der Hoffnung, sie nicht mehr dauernd

zu verlegen, an ihr befestigt hatte, um den Hals hängen. »Dann tun Sie mir einen Gefallen«, sagte Eleanor.

Die Mädchen warteten, hielten die Nase in den Wind.

»Erlauben Sie mir, Ihnen zu helfen«, sagte Eleanor. »Kommen Sie mich besuchen. Bringen Sie die Kinder mit. Kommen Sie am Freitagabend.«

Sie kamen, sprachlos vor Verlegenheit. Das Baby schlief in seinem Kinderwagen. Toby, schon fast drei Jahre alt, zappelte auf dem Sofa unter einer Häkeldecke und bohrte unentwegt seine Finger durch die Löcher. Eleanor machte eine Flasche Chianti auf und schenkte ihnen großzügig ein. Mit Geduld und Mühe erfuhr sie, dass Paula, Tobys Mutter, aus irgendeinem Grund nicht mit Tobys Vater zusammenleben konnte. Sie erfuhr, dass Lindsay, die Mutter von Baby Noah, Witwe war, weil ihr Mann, ein Bauarbeiter, von einer Zementplatte zerquetscht worden war.

»Das war vor einem Jahr und drei Monaten«, sagte Lindsay. Sie blickte zum Kinderwagen. »Ich wusste damals nicht einmal, dass ich schwanger war.«

»Niemand sollte so etwas ertragen müssen«, sagte Eleanor.

Lindsay erwiderte, weiter mit ihrem Blick auf dem Kinderwagen: »Ich ertrage es nicht.«

Sie schienen beide weder zu wissen, wie sie sich verhalten, noch wann sie gehen sollten. Um zehn Uhr erhob sich Eleanor steif und sagte, es sei nun leider Schlafenszeit für sie. Sie gingen gemeinsam mit Kinderwagen und Buggy hinaus und sahen Eleanor kaum an, als sie sich verabschiedeten. Während sie das abendliche Ritual des Schließens, Absperrens und Verriegelns begann, dachte Eleanor, wie oft es doch vorkam, dass einem eine kleine gute Absicht durch menschliches Verhalten aus der Hand gerissen wurde und sich zu etwas aufblähte, was sehr viel größer und weitaus schwieriger zu bewältigen war. Sie betrachtete sich nüchtern im Spiegel der Art-déco-Garderobe in ihrer Diele. »Halte durch«, sagte Eleanor zu sich. »Mach weiter.«

Drei Freitagabende später kamen sie wieder. Eleanor hatte Lindsay im Zeitungsladen an der Straßenecke getroffen, und Paula, als diese gerade Toby tröstete, der beim Kampf gegen das Angeschnalltwerden aus

seinem Buggy gefallen war. Sie hatten nicht gerade mit Begeisterung zugesagt, aber auch nicht abgelehnt. Eleanor machte Pastete, kaufte französisches Brot und Schokolade und Saft in einem kleinen Wachskarton mit einem Strohalm für Toby. Lindsay brachte sechs malvenfarbene Chrysanthemen in einer Zellophanumkleidung mit, auf die ein Spitzenmuster gedruckt war. Eleanor erzählte ihnen über ihre Jugend als Einzelkind, ihre Arbeit in einer Anwaltskanzlei, wie sie angefangen hatte, in der Verwaltung eines Krankenhauses zu arbeiten, und es später bis zur Verwaltungsleiterin des Gesundheitsdienstes gebracht hatte. Toby kroch unter der Häkeldecke hervor, trank auf den Knien seiner Mutter sitzend seinen Saft und starrte Eleanors Haar an. Sie blieben bis Viertel nach zehn, und Paula schaffte es, einige Sekunden lang Eleanor direkt anzusehen und unsicher zu sagen: »Das war sehr freundlich von Ihnen.«

Eleanor nahm die Brille ab. »Falls Freundlichkeit nicht nur eine Form von Eigennutz ist, danke.«

Ein paar Wochen später fragte Lindsay, ob sie ihre jüngere Schwester mitbringen könne. Sie fixierte währenddessen einen Punkt knapp neben Eleanors linkem Ohr und schloss ihrer Bitte eine lange und wirre Erklärung an über die Unfähigkeit ihrer Eltern, ihren erzieherischen Aufgaben auch nur annähernd gerecht zu werden und den Kindern eine Stütze zu sein, weshalb Lindsay diese Aufgabe habe übernehmen müssen und stets der einzige Mensch im Leben ihrer Schwester gewesen sei, der ihr mütterliche Zuneigung entgegengebracht habe. Das sei eine schwierige Aufgabe gewesen, ließ Lindsay durchblicken, da ihre Schwester die Vorliebe ihrer Eltern für ein chaotisches und verantwortungsloses Leben geerbt zu haben schien. Sie arbeitete, wenn sie die Gelegenheit dazu bekam, in einem Club in Ladbroke Grove als Warm-up-Discjockey, und Lindsay fragte sich besorgt, wie sie wohl ihre Freizeit verbrachte.

»Wie heißt sie?«, fragte Eleanor.

»Julia«, sagte Lindsay.

»Jules«, sagte Jules, als sie kam. Sie hatte rote und gelbe Strähnen im Haar und trug ein geblühtes Kleid über dicken schwarzen Leggings und schweren Schnürstiefeln. Ihre Lippen waren lila geschminkt. Toby hörte

auf, Eleanors Haar anzustarren, und konzentrierte sich stattdessen auf Jules. Sie starrte zurück, die Hände mit den abgekauten Fingernägeln um einen Becher Tee geschlungen, der alles war, was sie trinken wollte. Sie sprach mit niemandem, ließ den Blick über die zusammengewürfelte Einrichtung von Eleanors Wohnzimmer schweifen und sagte nur:
»Cooles Zimmer.«

Am nächsten Morgen war Lindsay bei Eleanor vorbeigekommen und hielt ein Herbstalpenveilchen in einem Plastiktopf in der Hand. »Es ist ein bisschen peinlich«, sagte Lindsay.

Eleanor lächelte Noah an. Er lag in seinem Wagen mit einem gelben Strickhut auf dem Kopf, der ihn wie ein Ei im Eierwärmer aussehen ließ.
»Ja?«

»Jules, na ja, die Welt, in der sie lebt, da sagen die Leute nicht ›bitte sehr‹ und ›danke schön‹.«

»Das bin ich gewohnt«, sagte Eleanor.

»Ich wollte nicht, dass Sie denken ...« Lindsay hielt inne.

»Das tue ich nicht.«

Lindsay hielt ihr das Alpenveilchen hin. »Bitte ...«

Eleanor nahm den Stock in die andere Hand. »Ich mag Alpenveilchen. Aber ich brauche keine Entschuldigung.«

»Bäh«, meldete Noah sich aus dem Kinderwagen.

Lindsay sah zu ihm hinunter. »Jules beachtet ihn nie. Als würde sie ihn gar nicht wahrnehmen.«

Eleanor nahm Lindsay das Alpenveilchen ab. »Sie hat ihn durchaus gesehen. Vielen Dank hierfür.«

»Ich nehme an, sie wird nicht noch einmal kommen.«

»Nein.«

»Es tut mir leid.«

»Wissen Sie«, sagte Eleanor. »In meinem Alter spare ich mir meine Empörung für die wirklich wichtigen Dinge auf.«

Beinahe zwei Monate später kam Jules wieder mit. Sie trug ein pinkfarbenedes Babydoll-Chiffon-Oberteil, eine Lederweste und einen Minirock über den Jeans. Sie warf Eleanor ein in Zeitungspapier gewickeltes Päckchen zu und ging wortlos in die Küche, um Tee zu machen.

In dem Zeitungspapierpäckchen befand sich ein lädierter Handspiegel aus schwarzem Pappmaché mit Perlmuttereinlage.

»Vielen Dank«, sagte Eleanor und betrachtete sich in dem blinden Glas. »Ich bin sehr gerührt.«

Jules zuckte mit den Schultern. Sie blickte sich in Eleanors entschieden unmoderner Küche um.

»Cool«, sagte sie anerkennend.

Es war der Abend, an dem Toby von Paulas Knien rutschte und sich einen halben Meter vor Jules aufstellte, um sie genau in Augenschein nehmen zu können. Es war der Abend, an dem Eleanor von ihrer Kindheit erzählte: wie sie in einem großen roten Backsteinhaus am südlichen Ende der Munster Road aufgewachsen war. Ihr Kinderzimmer hatte auf die Eisenbahngleise geblickt, und ihre Welt, meinte sie, war eine sehr lineare gewesen, bestimmt durch die Vierzehner-Buslinie mit der Schule in Putney am einen Ende und gelegentlichem Großstadtglanz in Piccadilly am anderen Ende. Es war der Abend, an dem Lindsay aus heiterem Himmel zusammenbrach und Jules ins Treppenhaus flüchtete, wo Eleanor sie fand, wie sie ununterbrochen den Kopf gegen die Wand schlug und »Scheiße, Scheiße, Scheiße« vor sich hin sang wie ein Mantra. Es war der Abend, an dem Eleanor alle zur Haustür hinaus auf den Bürgersteig begleitete und zwei Häuser weiter ihre Nachbarin sah, eine stets im Business-Stil gekleidete Frau, die beim Aufschließen ihrer Haustür innehielt und sie alle mit mehr als flüchtigem Interesse betrachtete; ja, sogar mit ausgesprochener Neugierde. Eleanor erwiderte den Blick. Die Frau schenkte ihr ein unbestimmtes Lächeln. Eleanor nickte ihr zu.

»Wer ist das?«, fragte Paula.

»Eine Miss Campbell, glaube ich.«

»Scht«, sagte Lindsay. »Sie kann uns hören.«

Miss Campbell bekam ihre Tür auf und zog den Schlüssel heraus.

»Das kann sie«, sagte sie und ging hinein.

Die Tür wurde geschlossen. Jules stand auf dem Bürgersteig, die Finger im Mund. »Laden Sie sie auch ein«, sagte sie.

»Ich glaube, Miss Campbell hat keinen Mangel an Gesellschaft«, sagte

Eleanor.

»Wetten, dass doch«, sagte Jules.

Blaise Campbell stieß einige Freitage später mit einer Flasche Riesling und einem Strauß Veilchen dazu. Noah quengelte in seinem Kinderwagen, und Toby hatte die Häkeldecke mit unter den Tisch genommen, lag dort mit dem Daumen im Mund und grabschte mit der freien Hand nach dem Fuß seiner Mutter. Lindsay und Paula beobachteten, wie Blaise Eleanors Wohnzimmer betrat, als würden sie hier unbekannte Prüfungen eines Initiationsritus erwarten.

»Wir sind keinen so erlesenen Wein gewohnt«, sagte Eleanor. »Vielen Dank.«

Blaise winkte flüchtig ab. Paula schätzte sie auf fünfunddreißig, vielleicht älter. Von ihrer äußeren Erscheinung her wirkte sie älter, aber das mochte daher rühren, dass sie Anwältin oder Steuerberaterin oder eine dieser berufstätigen Frauen war, die älter aussehen müssen, als sie tatsächlich sind, damit man sie für erfahren genug hält. Sie beobachtete, wie Blaise Tobys ausgestrecktem Fuß in dem blau-roten Hüttenschuh auswich und mit der Eleganz von jemandem, der es gewohnt war, dies vor Zuschauern zu tun, auf einem Stuhl Platz nahm. Paula betrachtete Blaises Hände. Sehr gepflegt. Ohne Ringe. Sie hatte sie auf dem Tisch gefaltet, als wäre sie in einer geschäftlichen Besprechung.

»Es ist sehr nett von Ihnen, mich aufzunehmen«, sagte Blaise.

Eleanor lächelte sie an. »Ich hatte erwartet, einen Korb von Ihnen zu bekommen.«

»O nein.«

Noahs Stimme erhob sich zu einem Heulen.

»Er ist hungrig«, sagte Lindsay. Sie ging hinüber zum Kinderwagen, ihr Rock war vom Sitzen zerknittert. »Er ist immer hungrig.«

Blaise fragte höflich: »Wie alt ist er?«

»Acht Monate.«

Unter dem Tisch ließ Tobys Hand den Fuß seiner Mutter los und krabbelte seitwärts über den Boden zu einem von Blaises Füßen. Sie steckten in Lacklederpumps. Die Hand zog einen Moment das Lackleder in Erwägung, tastete nach Blaises Fuß und umfasste ihren Knöchel.

»O!«, stieß Blaise aus. Ihre Augen weiteten sich.
Paula schaute unter den Tisch. »Lass das, Toby.«
Toby, noch immer den Daumen im Mund, hörte nicht.
»Lass los!«, sagte Paula.

Blaise meinte hastig: »Es macht mir nichts aus ...«

»Wirklich nicht?«

»Nein.«

Paula setzte sich wieder hin. Es war eine weitere kleine Prüfung.

»Na gut, dann ...«

Blaise blickte in die Runde. Sie räusperte sich. Paula versuchte, Lindsays Blick aufzufangen, um ihr stumm mit den Lippen zu sagen:

»Sie hält das hier für ein Meeting.«

»Ich sollte das vermutlich nicht fragen«, sagte Blaise. »Vor allem nicht bei meinem ersten Besuch, aber ... kann jeder hier mitmachen?«

Eleanor stellte eine Handvoll altmodischer Weingläser mit grünen Stielen auf den Tisch. »Innerhalb eines gewissen Rahmens ...«

»Es ist so«, sagte Blaise. »Ich habe eine Freundin, ich meine, eine Kollegin, mit der ich zusammenarbeite. Sie war schrecklich neidisch, als ich ihr erzählt habe, was ich heute Abend vorhabe. Sie sagt, sie hat fast nie Gelegenheit, mit Frauen zu reden, außer bei der Arbeit, sie ist einfach zu beschäftigt.« Sie schaute in die Runde. Ein bisschen lauter sagte sie:

»Sie verdient die Brötchen, verstehen Sie. Ihr Mann ist Künstler. Sie haben zwei kleine Mädchen. Ich musste ihr einfach versprechen zu fragen. Das habe ich nun getan.«

Eleanor zog die Flasche zu sich heran. Niemand sagte etwas. Toby ließ seine Hand von Blaises Fuß hinunter zu ihrem Schuh gleiten. Seine Hand war warm und leicht feucht. Er stellte fest, dass er sie an ihren Schuh kleben und wieder losmachen konnte.

Eleanor entkorkte den Riesling. Sie sah zu Blaise. Blaise sah zu Lindsay und Lindsay sah Noah an.

»Dann bringen Sie sie mit«, sagte Eleanor. »Warum nicht?«

Die regelmäßigen Besuche bei Eleanor waren immer schön gewesen, dachte Toby, als er mit den Füßen auf der Metallleiter balancierte. Damals, als sie vor dem Umzug in das Loft jeden Freitagabend von ihrer

alten Wohnung aus dorthin gegangen waren. Toby konnte sich noch sehr gut an diese Wohnung erinnern, vor allem an alle Einzelheiten der Zimmeraufteilung und an ihren Geruch. Sie war im ersten Stock eines Hauses wie demjenigen von Eleanor gewesen, einem zweistöckigen edwardianischen Haus mit einem wuchtigen Fries um die massiven Erkerfenster herum. Der Fries war mit Vierpassornamenten versehen und dick mit rosa Farbe angestrichen. Eleanors Haus, das Toby vom Wohnzimmerfenster aus sehen konnte, war cremefarben gestrichen, und die Farbe blätterte ab. Außer diesem Wohnzimmer hatte die Wohnung nur ein Schlafzimmer und eine Küche und ein Badezimmer gehabt, das nicht größer war als ein Schrank und in Sekundenschnelle zudampfte. Paula hatte die Wohnung von ganzem Herzen gehasst. Toby hatte sie geliebt, vor allem die kleinen, hervortretenden Muster auf der Tapete, die man mit dem Fingernagel abknipsen konnte, und die Türknaufe aus Porzellan, die wie lockere Zähne in ihren Fassungen klapperten.

Sie hatten sechs Jahre lang in dieser Wohnung gelebt. Von dieser Wohnung aus war Toby eingeschult worden. Von dieser Wohnung aus war Paula zu ihrer Teilzeitarbeit in ein Geschäft weiter östlich in der Fulham Road gegangen, das sich auf kompromisslos dunkle Möbel aus Indochina spezialisiert hatte. In diese Wohnung war Gavin, Tobys Vater, manchmal gekommen, um mit ihm – nach ein paar extrem angespannten Minuten im Wohnzimmer mit Paula – in eine Pizzeria zu gehen.

Bei manchen dieser Treffen hatte Toby geredet, als hätte er eine Dosis Lachgas verabreicht bekommen. Andere Male hatte er fast kein Wort gesagt, sondern nur seine Pizza in übertrieben viele kleine Streifen geschnitten und darauf gewartet, dass Gavin, wie jedes Mal, überflüssigerweise fragen würde: »Und wo würdest du jetzt gerne hingehen?«

Toby wusste es nie. Er trank nur in großen Schlucken seine Cola und machte eine Keine-Ahnung-Miene. Der Kontrast zwischen der Vorstellung von Gavins Besuchen und ihrer Realität ließ alle Gedanken aus seinem Kopf schwinden, ganz zu schweigen von den Fähigkeiten, solche auszusprechen. Für gewöhnlich musterte Gavin ihn eine Weile

unsicher und sagte dann: »Wenn ich Mitglied bei Chelsea wäre, könnten wir wenigstens ins Stadion gehen. Können wir aber nicht, weil ich es nicht bin«, und er stieß ein kleines bellendes Gelächter aus. Toby fiel nicht mit ein. Er wusste, dass Gavin noch drei andere Kinder hatte, drei Töchter, und sie nahmen an diesen Ausflügen mit Gavin auf seltsam schattenhafte, beharrliche Weise teil, wie Motten, die sich an einem heißen Lampenschirm sammelten. Sie hatten Namen, die Toby mit Bedacht in einem sehr unzugänglichen Bereich seines Gedächtnisses abspeicherte. Aber mit ihnen war Gavin offensichtlich auf einer Wellenlänge, und sie wurden wahrscheinlich nie gefragt, wo sie gerne hingehen würden, weil es nicht nötig war.

In der Regel gingen sie spazieren. Sie liefen die Straßen entlang, die Toby in- und auswendig kannte, an Geschäften vorbei, die er jeden Tag sah, an dem Nagelstudio und dem Haushaltwarenladen, vor dem an Werktagen die ausgestellten Leitern und Eimer wie ein Häftlingstrupp auf der Straße aneinandergekettet waren, dem Antiquitätengeschäft voller verstaubter fernöstlicher Götzenstatuen und einer mit Perlmutter überzogenen Muschel, so groß wie ein kleines Kanu, und dem Kräuterhändler, der Akupunktur anbot. Gavin versuchte auf diesen Spaziergängen nie, Toby an der Hand zu nehmen, obwohl er ihm seine Hand auf die Schulter legte, wenn sie eine Straße überquerten. Deshalb lief Toby von vornherein immer in so großem Abstand neben ihm, dass es unmöglich war, sich an der Hand zu fassen. Auf dem Rückweg – Gavin sah immerzu auf die Uhr und sagte in einer Weise, die Toby verzweifeln ließ: »Wir müssen uns an die Vereinbarung halten, oder?« – kamen sie immer an Eleanors Haus vorbei, und wenn er ihren weißen Haarflaum durch das Wohnzimmerfenster sehen konnte, legte sich Trost wie ein kühlender Hauch auf das Brennen, das der Nachmittag erzeugt hatte. Manchmal blickte sie auf, sah ihn und hob ihre Hand von dem Buch oder der Zeitung, die sie gerade las, und deutete einen Gruß an.

»Du übernimmst gelegentlich Arbeiten für sie, oder?«, sagte Gavin, wobei seine Stimme ein bisschen zu herzlich klang.

»Nein«, erwiderte Toby. Eleanor mochte er nicht teilen. »Nein, sie macht alles allein.«

Allerdings hatte sich einiges verändert, seit sie in dem Loft wohnten.

Natürlich war das Loft selbst eine Veränderung anlässlich irgendeiner Entwicklung in Gavins Job, die zur Folge hatte, dass er ihnen das Loft kaufen und sich auf einem Boot fotografieren lassen und Toby einen Computer schenken konnte. Aber das Loft hatte auch Paula verändert, es hatte ihr irgendwie den Mut gegeben, sich für den Job als Geschäftsführerin des indonesischen Möbelgeschäfts zu bewerben, mit Erfolg, und es verschaffte ihr Ausreden, nicht mehr so viel Zeit in Eleanors Wohnzimmer zu verbringen.

»Ich möchte mich jetzt hier um sie kümmern«, sagte sie zu Toby.

»Ich möchte mich ein wenig revanchieren.«

Toby glaubte, dass Eleanor eigentlich gerne bei sich zu Hause war. Und aus der Art, wie sie sich jedes Mal in dem Loft umsah, wenn sie kam, schloss Toby, dass sie es einigermaßen – nun ja – lustig fand. Die Sofas waren zu niedrig. Das war eindeutig. Nur mit vereinten Kräften bekamen Toby und Paula Eleanor aus dem Sofa hoch.

Paula kam aus dem Schlafzimmer. Das dunkle Haar hatte sie zu einem stahligen Knäuel aufgesteckt, und sie trug Schuhe, die Toby noch nie gesehen hatte. Schwarz mit roten Absätzen. Er musterte sie abfällig.

»Toby?«

Er antwortete nicht. Paula nahm eine Schachtel mit langen Streichhölzern und fing an, die auf dem niedrigen Tisch verteilten Teelichter anzuzünden.

»Ich glaube, Noah kommt heute Abend nicht«, sagte Paula. »Nur Poppy. Ihr Kinder seid also heute nur zu zweit.«

Toby blickte auf die kleine Flotte winziger Lichter.

»Aber das ist in Ordnung, oder? Poppy mag dein Theater.«

Insgeheim konnte Toby Poppy ganz gut leiden. Mit sechs war sie zwei Jahre jünger als er, und sie sprach stets in einem forcierten Flüsterton. Ihre Mutter, Blaises Freundin Karen, sagte, das komme daher, dass ihre sich für alles zuständig fühlende ältere Schwester sie dauernd ermahne, leiser zu sein. Aber Poppy war kein Kind, das so eine Ermahnung, gleichgültig aus welchem Grund, einfach gutmütig hinnahm. Poppy redete unentwegt, aber wenn sie es im Flüsterton tat, gab es schließlich keinen triftigen Grund mehr für die Ermahnung, leiser zu sein.

»Okay«, sagte Toby.

Paula ging durch das Loft zur Küche. Die roten Absätze waren ziemlich hoch, und sie lief nicht besonders sicher. Toby sah ihr zu, wie sie die Tür des großen neuen Kühlschranks öffnete und hineinblickte, als würde sie über etwas nachdenken. Sie wandte sich flüchtig zu ihm um.

»Ich habe sogar Cola für dich und Poppy besorgt«, sagte Paula.

»Zur Feier des Tages.«

Toby begann, langsam die Treppe hinunterzusteigen, indem er den Rücken krumm machte und auf Händen und Füßen lief. »Okay.«

»Das klingt nicht sehr dankbar für eine Extrafreude, oder?«

Toby langte mit den Füßen auf dem Boden an. »Wozu die Extrafreude?«

»Weil Freitagabend ist ...«

»Aber du bist doch sonst nicht ...«

»Toby«, sagte Paula. »Ich weiß nicht, was dir für eine Laus über die Leber gelaufen ist, aber lass es nicht an mir aus.«

Toby stand auf.

»Wieso können wir nicht rüber zu Eleanor gehen?«

»Weil ich dran bin. Weil es mir Spaß macht, die Leute alle hier zu haben. Weil Lindsay früher kommt.«

Toby fing an, auf einer der Linien zwischen den Bodendielen zu laufen, als wäre es ein Hochseil. »Kommt Jules auch?«

»Ich weiß nicht. Bei Jules weiß man nie.«

Sie nahm eine Flasche aus dem Kühlschrank und begann, in einer Schublade nach dem Korkenzieher zu kramen. Toby konzentrierte sich darauf, seine Füße in den grauen Sportschuhen in fortschreitender Linie einen vor den anderen zu setzen. Die Linie endete kurz vor Paula. Sie hielt den Korkenzieher hoch.

»Du solltest lernen, wie man das macht.«

»Ich darf keinen Wein trinken«, sagte Toby kindisch.

»Doch, du darfst. Mit Wasser. Wenn ich es erlaube. Jedenfalls musst du lernen, wie man einen Korken aus der Flasche zieht. Komm, versuch es.«

Toby wollte es versuchen. Er zögerte, die Füße noch immer Ferse an

Zehen.

»Komm schon.«

»Ich komme ja.«

»Es ist nicht so schwierig«, sagte Paula. »Aber es ist nützlich.«

Toby streckte die Arme aus, um das Gleichgewicht zu halten.

»Okay.«

»Benimmst du dich auch so in der Schule? Dann frage ich mich, warum Miss Wingate, oder wie sie heißt, nicht manchmal Lust hat, dich zu erwürgen.«

Toby stellte die Füße wieder nebeneinander. »Vermutlich hat sie das.«

»Magst du sie?«

Toby blickte gequält drein. »Keine Ahnung ...«

»Wie sieht sie denn aus?«

Tobys Ausdruck wechselte von gequält zu entsetzt. »Was?«

»Wie Miss Wingate aussieht! Groß? Klein? Dick? Dünn? Kurzes Haar?

Langes Haar?«

Toby nahm den Korkenzieher und klappte die Metallhebel rauf und runter. »Hab ich nicht drauf geachtet.«

Paula führte seine Hand mit dem Korkenzieher über die Flasche.

»Ich habe schon die Folie abgemacht. Der Stopfen da drin, Dummerchen, ist der Korken. Was meinst du denn, wie ich aussehe?«

Toby haute den Korkenzieher auf die Flasche und stach daneben. Er schrie: »Frag mich nicht so 'n Quatsch!«

Er hörte Paula einatmen, lang und tief. Kein gutes Zeichen. Sie nahm wieder seine Hand und hielt sie beinahe schmerzhaft fest. »Wenn ich bedenke, was ich jetzt schon mit dir durchmachen muss, und dabei bist du noch nicht mal in der Pubertät. Halt die Flasche mit der linken Hand.«

Toby rührte sich nicht.

»Tu, was ich dir sage!«, sagte Paula laut.

Toby legte seine Hand an die Flasche. Sie war kalt und hart und feucht. »Arh«, sagte er.

»Jetzt setz den Korkenzieher mitten auf den Korken. Vorsichtig.« Sie drückte seine rechte Hand nach unten. Ihre Nägel gruben sich ihm in die Haut.

»Au.«

»In die Mitte. Genau in die Mitte. Jetzt drück runter. Du musst die Spitze reindrücken, bevor du drehst.«

Toby drückte, aber die Spitze des Korkenziehers rutschte seitlich ab und warf die Flasche um.

»Du liebe Güte«, sagte Paula.

Es läutete an der Haustür. Die Flasche rollte langsam zum Rand des Küchentischs, und Toby fing sie geschickt auf, ein unbewusster Reflex, den er eigentlich hatte vermeiden wollen. Paula sagte nichts zu ihm. Sie stakste leicht wacklig auf ihren hohen Absätzen hinüber zur Sprechanlage und drückte auf den Türöffner.

»Komm rauf«, sagte sie in die Sprechanlage. »Bevor ich Toby umbringe.«

Toby stellte die Flasche auf den Tisch, setzte den Korkenzieher an, drehte ihn herunter, klappte die Metallhebel um und zog den Korken heraus. Paula kam in die Küche zurück. Sie sah den herausgezogenen Korken.

»Du kleiner Scheißer.«

Toby zuckte die Achseln.

»Was sollte das eben?«

Toby zuckte erneut die Achseln. Paula fasste ihn an den Schultern und beugte sich zu seinem Gesicht runter.

»Antworte mir. Was sollte das eben?«

Toby sagte aufrichtig: »Ich weiß nicht.«

»Ist es die Schule? Hat dich jemand geärgert? Wirst du schikaniert?«

Es läutete an der Wohnungstür.

»Wir reden noch darüber«, sagte Paula. »Wir reden morgen darüber. Versuch in der Zwischenzeit, dich zu benehmen. Versuche es wenigstens. Okay?«

Toby deutete ein winziges Nicken an. Paula ließ seine Schultern los und lief zur Wohnungstür. Lindsay stand dort in ihrem beigen Kapuzenmantel und mit einer Tragetasche in der Hand. Sie küsste Paula und fragte lachend: »Was hat er angestellt?«

Paula sah nicht zu Toby.

Sie sagte: »Ich habe ihn gebeten, zu beschreiben, wie ich aussehe,

und er konnte es nicht. Selbst wenn ich Zähne aus Orangenschale und eine grüne Vogelscheuchenperücke auf dem Kopf hätte, würde er es nicht merken.«

»Würde ich doch«, flüsterte Toby.

Lindsay zog ihren Mantel aus. Sie sah sich um.

»Das ist so toll. Ich komme schrecklich gern hierher.« Sie hielt die Tüte hin. »Die sind für dich. Ich weiß, du magst große Kerzen.« Sie drehte sich zur Küche und rief: »Tag, Toby. Noah lässt dich grüßen.« Und dann blickte sie hinunter auf Paulas Füße und sagte: »O Mann. Heiße Schuhe.«

Paula schaute in die Tüte. »Die sind wunderhübsch. Genau, was ich mag.« Sie sah flüchtig auf ihre Schuhe und kicherte leise. »Ich weiß.«

Lindsay beugte sich näher. »Also, was ist los?«

Auch Paula beugte sich näher. »Tja ...«

»Jetzt komm«, sagte Lindsay. »Erzähl schon. Du hast gesagt, ich soll früher kommen, und da bin ich. Also raus damit ...«

Paula rutschte ein bisschen auf ihren roten Absätzen herum. Sie ließ einen Moment verstreichen und sagte dann ziemlich leise, aber mit so viel Stolz und Erregtheit in der Stimme, dass Toby, der neben dem Küchentisch stand, plötzlich ganz übel wurde: »Er heißt Jackson.«

Kapitel 2

Paulas Vater hatte nicht gewollt, dass sie nach London ging. Nachdem ihre Mutter ihn verlassen hatte – um mit einem Mann zusammenzuleben, der auf einer Bohrinself vor Aberdeen arbeitete –, hatte er mit heroischer Kraft um das Sorgerecht für seine Tochter gekämpft und hatte es bekommen. Aber diese Strapaze, die langwierige und intensive Anstrengung, die Gerichte und das Sozialsystem davon zu überzeugen, nicht, wie in solchen Fällen üblich, der Mutter den Vorrang zu geben, schien ihn völlig ausgelaugt zu haben, dachte Paula später. Dieses Engagement, alle Tatkraft, Energie und Entschlossenheit waren offenbar keine latent vorhandenen Eigenschaften, die in dem sanftmütigen Mann bis dahin nur geschlummert hatten. Es waren lediglich Reserven für den Notfall gewesen, und als dieser Notfall hatte sich Paula entpuppt, und danach waren die Reserven vollständig erschöpft. Es war ein Vorrat fürs Leben gewesen, und Paula hatte ihn verbraucht. Sobald die Gerichte zu seinen Gunsten entschieden hatten und Paula zum x-ten Mal das Hin und Her zwischen Schottland und Somerset – und die Rückkehr in ihr Kinderzimmer, der einzigen Konstante in ihrem damaligen Leben – hinter sich gebracht hatte, erstarb das Feuer, das während des Kampfes so hellauf gelodert hatte, zu Asche. Warme Asche, das schon, aber gleichwohl Asche.

Er kümmerte sich gewissenhaft um sie. Er arbeitete als Finanzverwalter einer Firma in einer Kleinstadt, hatte geregelte Arbeitszeiten und war in jeder Hinsicht zuverlässig. Seiner Vaterschaft kam er mit derselben detaillierten Aufmerksamkeit nach, die auch sein Beruf erforderte. Er bemühte sich, nicht nur ein guter Versorger und Beschützer, sondern auch ein guter Kamerad zu sein. Schulfreundinnen von Paula, die sie um ihr vergleichsweise unorthodoxes Zuhause beneideten, sahen sogar einen Mann in ihm, wo sie nur einen Vater sehen konnte.

»Er redet mit dir«, sagte ihre Freundin Elaine. »Oder nicht? Er blafft dich nicht einfach nur an. Er redet mit dir.«

Vermutlich tut er das, dachte Paula. Immerhin hatte er sonst niemanden, mit dem er reden konnte, außer Arbeitskollegen und

Spielpartner im örtlichen Tennisclub. Jedenfalls gab es keine anderen Frauen. Paula hatte ein Auge darauf, aber die offensichtliche Gleichgültigkeit ihres Vaters hielt sie anscheinend weit effektiver auf Distanz als ihre Wachsamkeit. Sein Vergnügen, seine Befriedigung zog er aus ihrer Gesellschaft, aus dem Wissen, dass er gut für sie sorgte, dass er es ihr erlaubte, auf eine Weise aufzuwachsen und sich zu entwickeln, die sowohl ihren Wünschen als auch ihren Fähigkeiten entsprach. Bis sie ihm kurz vor ihrem achtzehnten Geburtstag mitteilte, dass sie nicht auf die Universität, sondern nach London gehen wolle.

Es war Januar. Ihr Vater stand auf einer Leiter in dem kleinen Garten hinter dem Haus, das sie ihr ganzes Leben lang gekannt hatte, und beschnitt den Apfelbaum. Sie stand am Fuß des Baumes und sah hoch zu der vertrauten, durch die Winterkleidung aufgeplusterten Gestalt und verkündete ihren Plan.

Ihr Vater machte noch zwei oder drei präzise Schnitte und ließ die knorrigen grauen Zweige ins Gras fallen. Dann sagte er: »Es gibt ausgezeichnete Colleges in London.«

Paula sagte: »Ich weiß.«

Ihr Vater sagte: »Ich vermute, es ist schwieriger, Freunde an einem Ort zu finden, der nicht in erster Linie durch die Universität und eine studentische Gemeinschaft geprägt ist, aber es sollte nicht unmöglich sein.«

Paula zog die Schultern nach vorn und schmiegte das Kinn in ihren Schal.

»Ich will nicht auf die Universität.«

Ihr Vater erwiderte nichts. Er hörte auf zu schneiden, hielt einen Zweig fest und starrte ihn an.

Paula sagte: »Ich will mir einen Job besorgen und Geld verdienen und in einer Wohnung leben. Ich will leben.«

»Was denkst du denn, was du jetzt tust?«

»Danebenstehen. Warten.«

»Warten auf was?«

»Darauf, dass etwas passiert.«

Ihr Vater steckte die Gartenschere in die Tasche seiner wattierten Jacke und stieg die Leiter hinab.

»Definiere das genauer.«

»Das kann ich nicht«, sagte Paula. »Ich weiß nur, dass ich nicht weiter so auf der Stelle treten will.«

»Die meisten Menschen haben dieses Bedürfnis am Ende ihrer höheren Schulbildung. Das ist nur natürlich. Man will sich nicht mehr dauernd Vorschriften machen lassen, sondern selbst etwas in die Hand nehmen.«

»Genau.«

»Aber nach London zu gehen und in einem Geschäft zu arbeiten ist nur eine kurzfristige Lösung. Auf lange Sicht führt das zu nichts. Es bietet dir keine Perspektive für die Zukunft.«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich in einem Geschäft arbeiten will.«

Ihr Vater sah sie an. Er schenkte ihr ein flüchtiges, müdes Lächeln. Er sagte: »Wer würde dich sonst nehmen?«

Paula pustete in den Schal, bis es um ihr Kinn herum warm und feucht wurde.

Ihr Vater sagte: »Der Sinn deiner weiteren Ausbildung liegt darin, dir das Rüstzeug für ein zufriedenstellendes Leben mitzugeben. Wenn man in den Zwanzigern und Dreißigern ist, merkt man nicht, wie die Jahre an einem vorbeiziehen, weil immer so viel los ist.« Er hielt inne und sagte dann traurig: »Es sind die Vierziger und Fünfziger, um die du dir Sorgen machen musst. Ab dann fängt alles an, langsamer zu gehen.«

»Daran kann ich jetzt nicht denken«, sagte Paula.

»Das solltest du aber.«

»Wenn ich darüber nachdenke, verschwende ich die Zeit jetzt. Ich habe das Gefühl, dass ich ohnehin schon das Jetzt vergeude und dass da draußen etwas ohne mich stattfindet, an dem ich gern teilnehmen würde.«

Ihr Vater sah zum Baum hoch. Die beschnittenen Äste sahen akkurat, aber irgendwie erschrocken aus. Er sagte: »Ich kann dich nicht abhalten. Ich kann dir davon abraten, ich könnte es dir sogar verbieten, aber ich kann dich nicht abhalten.« Er stieß einen langen, müden Seufzer aus. »Mein Wunsch ist, dass du die Universität besuchst. Ich möchte nicht, dass du nach London gehst. Aber ich werde dich nicht abhalten.«

Sie fand tatsächlich Arbeit in einem Geschäft. Sie fand ein Zimmer in einem Haus, das der Kusine einer Lehrerin von ihrer alten Schule gehörte, und einen Job in einem Geschäft für Künstlerbedarf in der Fulham Road. Es war ein eindrucksvoller Laden, dessen Einrichtung auf alt getrimmt war, so dass er aussah, als existiere er seit hundert Jahren und nicht erst seit zehn. Die Kunden kauften mit der Zielstrebigkeit von Menschen ein, die auf der Suche nach etwas Bestimmtem waren, das sie dringend brauchten, und die nicht nur in vager Hoffnung herumschlenderten, etwas zu finden, das ihnen gefallen könnte. Als Paulas Vater sie aus Somerset besuchen kam, zeigte sie ihm das Geschäft mit einer Art trotzigem Stolz, als wolle sie ihm Anerkennung dafür abringen, dass sie, wenn auch nur in einem Geschäft, so doch in einem kultivierten, beinahe akademischen Geschäft arbeitete. Er stand mitten im Laden, die Hände in den Taschen seines altmodischen Mantels, den er trug, seit Paula denken konnte, und blickte über die Regale mit handgeschöpftem Papier, die Ständer mit Skizzenblocks, die Reihen mit silbernen Ölfarbenröhren, die Stapel hübsch sortierter Blechschachteln mit teuren deutschen Farbstiften und sagte: »Du hättest jederzeit Kunst als Hobby betreiben können, weißt du.«

Paula fing an, eine Mappe zusammenzustellen. Sie schrieb sich am örtlichen College für einen Kurs in Aktzeichnen ein. Sie schrieb sich für Kurse über Blumenarrangements und Fotografie und Buchbinderei ein. Sie besorgte sich einen Prospekt vom Cordwainers College über Schuhmacherkunst und einen vom Queen Mary's College über Renaissancestudien. Jeden dieser Kurse besuchte sie zwei oder drei Mal und dann nie wieder. Die Prospekte lagen ungelesen in den aufgerissenen Umschlägen. Die Mappe wurde unter den Teppich geschoben. Wenn das Geschäft abends zumachte, suchte Paula nach Zerstreungen, die weder ihren Geist noch ihre Zukunft voranbrachten, Zerstreungen, die es ihr möglich machten, die ungeheuren Energien, die wie ein ständiger Lavafluss in ihr aufstiegen, aus sich herausströmen zu lassen.

Es gab natürlich Männer. Nicht viele, verglichen mit denen mancher Mädchen aus ihrem Freundeskreis, aber genug, um sich manchmal unbehaglich zu fühlen beim Gedanken an ihren Vater. Ganz gewiss war

keiner darunter, den sie nach Somerset hätte mitnehmen wollen, nicht weil sie zweitklassig gewesen wären, sondern weil sie mit keiner dauerhaften Geschichte verbunden werden konnten, keiner soliden Gegenwart, keiner erwartungsvollen Zukunft. Sie konnte wohl schlecht ihrem Vater jemanden mit den Worten vorstellen: »Das ist Jake, Dad. Ich habe ihn am Donnerstag kennengelernt, und ich nehme an, wir werden etwa drei Wochen zusammenbleiben.« Also fuhr sie allein nach Hause, hin und wieder, und wenn ihr Vater sie – ohne sie jemals dabei anzusehen – fragte: »Und wie steht's mit Freunden?«, sagte sie jedes Mal: »Nichts Erwähnenswertes, Dad« und wechselte das Thema.

Bis sie Gavin kennenlernte. Als sie Gavin kennenlernte, hätte es plötzlich sehr viel zu erzählen gegeben, nur konnte sie das Meiste davon unmöglich zugeben. Wie sollte sie ihrem Vater sagen, dass sie sich mit kaum achtzehn Jahren, mit einem Jahreseinkommen von knapp über elftausend Pfund und ohne nennenswerte Perspektive und ohne viel mehr als den Schwung ihrer Jugend bieten zu können, auf eine intime Beziehung mit einem verheirateten Mann, zweiunddreißig Jahre alt, Vater von einem Kind, das zweite Baby unterwegs, eingelassen hatte? Wie konnte sie erklären, dass dieser Mann ihr, trotz aller offensichtlichen Nachteile – Nachteile, die für ihre berauschte Seele jedoch nicht eklatant offensichtlich waren –, genau das gab, wonach sie bisher auf lauter verschlungenen Pfaden gesucht hatte, dass er zugleich Sinn und Zweck ihres Lebens war, dass er wunderbarerweise, so schien es ihr, die Antwort war? Wie konnte sie ihrem Vater all das erklären, wo ihm doch angesichts seines planvoll abgezirkelten Lebens in Somerset schon allein die Sprache fehlte, um zu verstehen, was mit ihr passiert war?

Gavin hatte als Anwalt einer großen Versicherungsgesellschaft ein ansehnliches Einkommen, das ihm ein Haus mit vier Schlafzimmern in Clapham und die Mitgliedschaft in einem schicken Fitnessstudio nördlich des Flusses ermöglichte. Bevor er Paula kennenlernte, war er viermal die Woche auf dem Nachhauseweg ins Studio gegangen. Nachdem er sie kennengelernt hatte, ging er einmal wöchentlich dorthin, und die anderen drei vermeintlichen Male verbrachte er mit Paula. Er war vollkommen offen und zeigte ihr sogar stolz ein Foto seiner kleinen Tochter, die mit einem blauen Frotteehasen im Arm finster unter ihrem

Pony hervorguckte. Ebenso offen gab er zu, dass das zweite Baby nicht geplant gewesen war und zu schnell nach dem ersten kam, für sie beide, ihn und seine Frau. Seine Frau hatte gerade erst ihre Arbeit als Physiotherapeutin wieder aufgenommen. Sie sei ebenso unglücklich über die Schwangerschaft wie er, sagte er. Sie wolle ihn nicht in ihrer Nähe haben. Das erzählte er Paula ziemlich freimütig, wobei er sie mit unschuldigen haselnussbraunen Augen ansah und geschickt jede Verantwortung für seine Handlungen von seinen Schultern auf ihre lud.

»Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn ich dir nicht begegnet wäre«, sagte er. »Ich übertreibe wirklich nicht, wenn ich sage, dass du mich gerettet hast.«

Es wäre solch ein Luxus gewesen, das zu erwidern und ihm zu sagen, dass umgekehrt auch er sie gerettet habe. Aber irgendein winziger Selbsterhaltungsinstinkt mahnte sie zur Besonnenheit und hielt sie davon ab, irgendeine Ahnung, dass ein Mann nicht unbedingt das Geständnis hören wollte, jemanden aus der Bedeutungslosigkeit, aus einer Art nur hektisch um sich selbst kreisenden Existenz gerettet zu haben. Er schien sich ihrer Gefühle absolut sicher zu sein, vollkommen frei von jeder Furcht, ihr Blick könne auf einen anderen Mann fallen, der jünger war und Single, der nicht beinahe zwei Kinder hatte. Es ist erstaunlich, dachte Paula, sein Selbstvertrauen.

Die Geschäftsführerin des Ladens, eine lebhaft Glasgowerin, die ihren englischen Mann laut eigener Aussage beinahe ausschließlich deshalb geheiratet hatte, weil er kein Schotte war, betrachtete Paulas Situation nüchtern. »Männer sind keine Karriere, wissen Sie. Ein Mann ist nicht Ihr Lebenswerk, so sehr er es sich auch wünschen mag.«

Paula sortierte hochwertige Geburtstagskarten in ein Drehgestell. Sie bewegte sich so, dass Margie ihr Gesicht nicht sehen konnte.

Sie sagte: »Kann ein Mann einem nicht etwas geben, an das man glaubt?«

»Nein.«

»Margie ...«

»Ich korrigiere das«, sagte Margie. »Die Antwort ist Ja, wenn man das selbst ist.«

Aber das wollte Paula nicht. Paula wollte an Gavin glauben, an seine

Fähigkeit, ihr Leben für sie umzukrempeln, all diese wilden Sehnsüchte in ihr zu etwas Sinnvollem zu bündeln, ihren vagen Appetit auf die Zukunft in eine konkrete Vorstellung davon zu verwandeln. Er beherrschte nicht nur ihr Leben – die Verabredungen, die Anrufe und deren unerträgliches, nachlässiges Ausbleiben –, sondern besorgte ihr auch eine bessere Wohnung, eine Teilzeitarbeit in einer Weinbar mit Kunstgalerie, ein Fahrrad, damit sie Geld sparte und sich genügend bewegte.

»Nichts ist sexier«, sagte Gavin, während er ihr den Helm festschnallte, als wäre sie ein sechsjähriges Kind, »als ein hübsches Mädchen, das sich auf einem Fahrrad durch den Verkehr schlängelt.«

Nachdem das zweite Baby geboren war – noch ein Mädchen, worüber Gavin Paula gegenüber Freude, aber kein Entzücken ausdrückte –, entdeckte Paula, dass sie ganz ohne Absicht in eine Rolle und ein Muster gefallen war. Sie konnte bei anderen Leuten von »meinem Freund« reden, sie konnte im Geist jede vor ihr liegende Woche mit den leuchtenden kleinen Kerzen der Vorfreude schmücken, Gavin zu sehen, aber sie schaffte es irgendwie nicht, sich einzureden, dass die Gestaltung ihres Lebens irgendetwas mit ihrem eigenen Willen zu tun hatte. Wenn Gavin frei war, war sie bereit. Wenn Gavin nicht frei war, wartete sie.

»Das nennt man Kollusion«, sagte Margie. »Ein geheimes Einverständnis. Man macht es, wenn man glaubt, es sei die einzige Möglichkeit zu bekommen, was man will.« Sie sah zu Paula. »Was wollen Sie?«

»Mehr«, sagte Paula.

Margie blickte wieder auf die Warenbestandsliste in ihren Händen.

»Mehr was?«

»Mehr Gavin.«

Aber es gab nicht mehr Gavin. Oder zumindest bekam sie nicht mehr Gavin. Paula ließ sich blonde Strähnen ins Haar machen und nahm Salsa-Unterricht, aber es gab noch immer nicht mehr Gavin und auch nichts anderes, das an seine Stelle hätte treten können. Aber auch wenn es sie zunehmend frustrierte, dass er jeder Diskussion über die Zukunft auswich und sich schließlich schlichtweg weigerte, darüber zu reden,

brachte sie es dennoch nicht über sich, wegzugehen, tapfer hinaus in ein Leben ohne ihn zu treten, aus dem einfachen Grund, dass ihr so ein Leben zu öde und sinnlos erschien, um es überhaupt in Betracht zu ziehen. Ihre Teenagerjahre gingen in die Zwanziger über, ihr Job in den von Margies – als diese urplötzlich sowohl ihren Job als auch ihren englischen Ehemann verließ und zurück nach Glasgow ging –, ihre Wohnung in eine andere Wohnung und dann in noch eine andere, und das Gefühl, am Rande einer Party zu stehen und nicht mitfeiern zu können, dieses Gefühl, das sie versucht hatte, in Worte zu fassen, als sie mit ihrem Vater unter dem Apfelbaum gestanden hatte, kehrte wie ein alter Spuk zurück.

Dann erzählte ihr Gavin mit der Miene von jemandem, der in keiner Weise dafür verantwortlich gemacht werden kann, dass seine Frau erneut schwanger war. Paula wurde wachgerüttelt wie von einem harten Schlag. Diese Physiotherapeutenfrau hatte für Paula nie ein großes Problem dargestellt. Aufgrund der Art, wie Gavin ihre Beziehung beschrieb, hatte sie sie nie als Bedrohung empfunden. Sie war einfach da, jemand, der versorgt werden musste, bis die beiden kleinen Mädchen älter waren. Nur ein bisschen älter. Und jetzt war sie wieder schwanger. Paula, von einem unbeherrschbaren Impuls angetrieben, kaufte ein großes Glas mit Folsäuretablets und spülte ihre Antibabypillen die Toilette runter. Drei Monate später, mit zweiundzwanzig Jahren und drei Monaten, war sie schwanger. Beseelt, wie schon damals unter dem Apfelbaum, von der Überzeugung, dass das Leben nur da war, um aus dem Vollen gelebt zu werden, und zwar richtig, verkündete sie ihrem Geliebten und ihrem Vater die Schwangerschaft mit beinahe strahlendem Triumph.

Beide waren vollkommen entsetzt. Sie waren charakterlich sehr unterschiedliche Männer, aber ihre Reaktion auf dieses unerwartete Baby war identisch. Sie sagten beide: »Wie konntest du das geschehen lassen?«

»Was hast du jetzt vor?«

»Willst du es behalten?«

Nur Gavin fügte niedergeschmettert mit kühlem Zorn hinzu: »Hast du mich ausgetrickst?«